

gerichtet war und nicht auf die Fixierung von Geschlecht qua Funktionalisierung des weiblichen Körpers?

Der Anspruch einer geschlechterforschenden Analyse wird von den AutorInnen in unterschiedlichem Grad eingelöst. So gibt die strikte Trennung zwischen *Sex* und *Gender*, auf die in einem Artikel noch explizit verwiesen wird, nicht mehr unbedingt den Stand der Geschlechterforschung wieder. Man muss keine Anhängerin der Thesen Judith Butlers sein, um auch *Sex* nicht mehr als biologische Konstante zu begreifen, deshalb löst sich *Sex* aber auch nicht gleich „in Luft“ (159) auf, wie im Hinblick auf konstruktivistisch ausgerichtete Arbeiten einmal behauptet wird. Es ließe sich vielmehr sagen, dass die Unterscheidung „ihre Unschuld verloren“² hat. Und es verwundert darüber hinaus etwas, wenn auf mittelalterliche Texte das politische Konzept des „Gender Mainstreaming“ (184) angewandt werden soll. Andererseits finden sich wichtige Ergebnisse und Einblicke hinsichtlich der Trias Medizin, Körper und Geschlecht, wenn es um Krankheitsbilder und Prozesse der Wissensproduktion geht. Die Heterogenität der Beiträge steht gleichwohl nur für ein generelles Dilemma. Insofern sind Sammelbände wie dieser wichtig und lobenswert. Denn Geschlechterforschungen und Untersuchungen, die den Blick auch einmal auf ‚Geschlecht‘ richten, sollten vermehrt den Dialog suchen. Wünschenswert wären nach wie vor wissenschaftliche Arbeiten, die generell und gleichsam selbstverständlich ‚Geschlecht‘ als eine und zum Teil leitende Kategorie berücksichtigen.

Stahnisch und Steger haben ein Buch vorgelegt, das zugleich Chancen und bestehende Grenzen interdisziplinärer Arbeit deutlich macht. Es vermittelt einen gewinnbringenden Einblick in die Produktion wissenschaftlicher Thesen in der Geschichte und gibt selbst ein Beispiel für diese Produktion. Nicht zuletzt deshalb ist es dem Band zu wünschen, dass er auch außerhalb medizinhistorischer Kreise rezipiert wird und zu weiteren Arbeiten anregt.

Bettina Brockmeyer, Göttingen

Ute Gerhard, Trudie Knijn u. Anja Weckwert Hg., **Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich**. München: Beck'sche Reihe 2003, 253 S., EUR 14,90, ISBN 3-406-49433-1.

Elf Sozialwissenschaftlerinnen, tätig an europäischen Universitäten, vereinzelt auch an außeruniversitären Forschungsinstitutionen, haben die insgesamt acht Texte dieses Sammelbandes verfasst. Das Thema ist hochaktuell: Mehr oder weniger heiß diskutieren die nationalen Öffentlichkeiten in Europa über „erwerbstätige Mütter“. Hier

² Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, 14.

sind sie der Fokus vielfältiger wissenschaftlicher Betrachtungen. Statistisch-quantitative Zugriffe werden ergänzt durch qualitative Interviews, um, betonen die Herausgeberinnen im Vorwort, sowohl die Makro-Ebene wohlfahrtsstaatlicher Systeme als auch die Mikro-Ebene von Alltagshandeln in den Blick zu bekommen. Die Darstellung unterschiedlicher nationaler und EU-weiter politischer Strategien und Maßnahmen bildet den situativen Kontext für die Analyse der Handlungsoptionen, -spielräume und -realitäten erwerbstätiger Mütter.

Insgesamt fällt positiv auf, dass die Autorinnen danach trachten, nicht nur quantitativ komparativ zu arbeiten, sondern auch die Unterschiedlichkeit kultureller Systeme einzubeziehen. Angesichts der methodischen Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, ist dem Band nicht anzulasten, dass dieses Vorhaben nur partiell gelingt. Vielleicht ist es ja einem zukünftigen Projekt möglich, Fragen von Mentalitäten, langfristig wirksamen Werthaltungen in Bezug auf geschlechtsspezifische Normen sowie entsprechenden Handlungsmustern, die Rolle beispielsweise religiöser Vorstellungen, auf der Basis der hier vorgelegten Ergebnisse zu diskutieren.

Die meisten Einzelbeiträge würden durchaus eine intensivere Auseinandersetzung lohnen – erwähnt seien hier nur Ute Gerhards erhellender Aufsatz über nationale Rechtskulturen und kulturelle Leitbilder in Bezug auf die Erwerbstätigkeit von Frauen oder der von Arnlaug Leira, Constanza Tobío und Rossana Trifiletti verfasste Vergleich der Betreuungsressourcen der ersten Generation von erwerbstätigen Müttern in Norwegen, Italien und Spanien. Hier werden verschiedene nationale Gesellschaften zu einander in Beziehung gesetzt, zudem ist der Ansatz transtemporal, werden doch gesellschaftliche Entwicklungen verglichen, die in Norwegen in den 1960er Jahren vor sich gingen, in Spanien und Italien aber erst in den 1990ern – eine große, vor allem methodische Herausforderung. Im Unterschied zu vielen anderen Sammelbänden ist dieser Ergebnis eines intensiven – auch mit finanziellen Mitteln der Europäischen Union unterstützten – Diskussions- und Koordinationsprozesses unter den Autorinnen. Das macht sich positiv bemerkbar: in der Kohärenz der einzelnen Beiträge, in einer gewissen Durchgängigkeit der Terminologie und in der Tatsache, dass die Fragestellungen der Artikel gut auf einander abgestimmt wirken. Weil die intensive Beschäftigung mit den einzelnen Beiträgen des Sammelbandes den zur Verfügung stehenden Rahmen sprengen würde, steht das Grundkonzept des Buches im Zentrum meiner Überlegungen.

Die Methode des Vergleichs verbindet – neben dem thematischen Fokus – die Texte; der Band besteht nicht aus Einzelstudien, die den Vergleich einem summativen Schlusskapitel oder überhaupt der Leserin oder dem Leser überlassen. Eine Qualität des Buches ist, dass es verschiedenste Fragen anregt, von denen in der Folge nur auf einige eingegangen wird: Wie bei jedem Vergleich ist die Auswahl der Fallbeispiele einer der wichtigsten, aber auch schwierigsten Schritte. Tatsächlich legt das Einleitungskapitel, das sich unter anderem mit den EU-Regelungen zur Gleichberechtigung befasst, nahe, dass die Europäische Union den geografischen und politischen Rahmen des Unternehmens bildet. Unklar bleibt, warum Norwegen Teil des Samples ist und in welchem

Verhältnis die dort verfolgten politischen Strategien zu den Richtlinien der EU stehen. Weil der Band bereits 2003 erschien, ist nachvollziehbar, dass osteuropäische Länder nicht berücksichtigt sind; aber auch einige kleinere EU-Staaten finden wenig Beachtung. Insgesamt wäre es interessant, Genaueres über das Forschungsdesign zu erfahren. Gerade bei einer theoretisch anspruchsvollen Methode wie dem Vergleich ist wichtig, die Vorgangsweise offen zu legen, stillschweigende Ausblendungen, unreflektierte Marginalisierungen führen häufig zur Affirmation bestehender gesellschaftlicher und politischer Machtverhältnisse – und das kann nicht die Absicht feministisch inspirierter Wissenschaft sein.

Ein zentrale Entscheidung der Herausgeberinnen des Bandes manifestiert sich schon im Titel: „Erwerbstätige Mütter“ rückt die Väter der Kinder, die diese Mütter betreuen, an den Rand, subsumiert sie unter private Ressourcen, auf die Mütter unter Umständen zurückgreifen können. Die daraus erwachsende Problematik – gerade unter dem Aspekt, dass gesellschaftliche „Gleichheit“ in einer geschlechterpolitischen Perspektive diskutiert wird –, thematisieren auch einige Autorinnen. Trudie Knijn, Ingrid Jönsson und Ute Klammer beispielsweise legitimieren die Entscheidung in ihrer Untersuchung der Alltagsorganisation berufstätiger Mütter in Deutschland, Schweden und den Niederlanden mit dem Verweis auf den Status quo, dass nämlich überwiegend die Mütter für die Betreuung von Kindern verantwortlich seien. Ähnlich argumentieren die Herausgeberinnen in ihrem Vorwort. Bereits der Text von Jane Lewis, die sich auf der Basis von Erfahrungen in Großbritannien und in den Niederlanden mit dem Verhältnis von Erwerbs- und Betreuungsarbeit und der entsprechenden Kategorienbildung befasst, macht deutlich, welche Konsequenzen die Fokussierung auf die Mütter hat: Angesichts des Mangels an qualitativ hochwertiger institutioneller Kinderbetreuung würden viele Frauen Betreuungsaufgaben gegenüber den Erfordernissen der Erwerbsarbeit priorisieren, heißt es. Ein möglicher Ausweg aus diesem überwiegend weiblichen Dilemma, zwischen beruflicher Marginalisierung und potentieller Vernachlässigung ihrer Kinder wählen zu müssen, nämlich das stärkere Einbeziehen von Vätern in die Betreuungsarrangements gerät bei der Fokussierung auf die Mütter aus dem Blick. Damit wird auch eine wesentliche geschlechterpolitische, nicht nur eine arbeitsökonomische Entscheidung getroffen. Innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung hat die Diskussion über adäquate Geschlechterkonzepte zwischen Essentialismus und der Anpassung an männliche Modelle sowie sich daraus ergebenden normativen Vorgaben und politischen Forderungen eine lange Tradition und ist immer noch nicht entschieden. Diese Diskussion muss stets aufs Neue geführt werden – es ist problematisch, wenn entsprechende Vorannahmen unausgesprochen bleiben, dafür aber umso affirmatorischer wirken. Insgesamt wäre mehr explizite Auseinandersetzung mit implizierten normativen Voraussetzungen auch für diesen Band wünschenswert gewesen: Wenn hier auf Normen rekurriert wird, sind das meist die Vorgaben der Europäischen Kommission, die auf eine Hebung der (Erwerbs-)Beschäftigung in den Mitgliedsländern zielen. Es wäre spannend, gerade diese politischen Strategien historisch und sozial zu kon-

textualisieren. Sie sind ebenso historisch kontingent, Ergebnis von gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und Verhandlungsprozessen wie das Projekt der europäischen Integration insgesamt. Aufgabe einer kritischen Wissenschaft ist auch, solche Prozesse und ihre Ergebnisse reflektierend zu begleiten. Sonst besteht die Gefahr, historische Entscheidungen nur zu bestätigen und alternative Positionen und Optionen, die im historischen Prozess unterlagen, noch einmal auszublenden und damit zu negieren.¹

Der vorliegende Band wirft auch Fragen nach einer adäquaten Begriffsbildung auf, die im Stande ist, spezifische nationale Kontexte abzubilden. Es sei nur auf zwei Beispiele verwiesen, beide betreffen Termini aus der Matrix von Familienmodellen, die Jane Lewis vorstellt. Eine wesentliche Kategorie ist dort die „Doppelverdienerfamilie“. Die Rede vom „Doppelverdienertum“ hat – jedenfalls im deutschsprachigen Raum – einen eindeutigen historischen und ideologischen Ort. In Zeiten von Arbeitsplatzmangel und Arbeitslosigkeit, vor allem, aber nicht nur im Gefolge der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre, wurde der Ausdruck verwendet, um berufstätige (Ehe-)Frauen als unsozial abzustempeln, weil sie nicht bereit wären, zu Gunsten von arbeitslosen männlichen Familienerhaltern auf ihren Arbeitsplatz zu verzichten. Seines historischen Kontextes offenbar entkleidet, wird der Begriff hier zur Beschreibung eines spezifischen Familienmodells verwendet – die Frage, ob die historische Konnotation wirklich verschwunden ist, bleibt undiskutiert und daher offen.

Ein aus anderen Gründen problematischer Begriff ist jener des „Doppelkarriere-modells“, der Haushalte mit Kindern benennt, in denen beide Elternteile einem Vollzeitberuf nachgehen. Dieser Begriff wiederum ist scheinbar stark sozial positioniert: In vielen häufig von Frauen ausgeübten Jobs wie Friseurin, Kassiererin etc. geht es bei der Berufsausübung meist weniger um „Karriere“ denn um Existenzsicherung, und auch viele Männer üben ungelernte Tätigkeiten aus, „Karriere“ passt also zu vielen Arten von Erwerbstätigkeit, die eher am unteren Ende der sozialen Hierarchie angesiedelt sind, nicht: Das Beispiel zeigt, wie schwierig eine Begriffswahl ist, die generisch bezeichnen, nicht marginalisieren, stigmatisieren oder privilegieren will.

Zweifellos können Theorie- und Methodenkapitel ermüden; trotzdem hätte sich die Rezensentin mehr Hinweise zum Vorgehen und den dahinter stehenden Überlegungen gewünscht – der ohnehin spannende Band hätte dadurch zusätzlich gewonnen. Gleichwohl ist es Herausgeberinnen und Autorinnen gelungen, einen signifikanten und komplexen Beitrag zu einer laufenden Debatte zu liefern, deren Bedeutung für die Formulierung und Durchsetzung von Geschlechternormen nicht zu unterschätzen ist.

Maria Mesner, Wien

¹ Vgl. Joan W. Scott, *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: dies., *Feminism and History*, Oxford/New York 1996, 152–180, 168 (Orig. in: *American Historical Review*, 91, 5 [1986]).